Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 3 | Berlin, März 1925 | 24. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Unter den Fittichen des Hohenzollernaars.

(Schluß.)

Da kam die Kunde von der Aufhebung des Toleranzedikts Heinrichs des 4. vom 13. April 1598. Die katholische Welt frohlockte, die protestantische erbebte. Auf den Kurfürsten von Brandenburg richteten sich die Blicke dieser, von ihm, ihrem anerkannten Schirmherren, Hilfe erhoffend. Er ließ sie nicht im Stich. Hell klang sein Gegenedikt hinüber über den Rhein und hallte in Europa wider, die Verfolgten einladend, in sein Land, unter seinen Schutz zu kommen, die Bedränger aber mahnend an die Bereitschaft und Schärfe des brandenburgischen Schwertes. Seine Gesandten in Amsterdam, Frankfurt a. M. und Hamburg aber wies er an, die Flüchtigen mit Freipässen und Mitteln jeglicher Art zu versehen. Mehr als 15 000 Refugies folgten der Einladung des Kurfürsten. König Ludwig der 14. hingegen, der stets als Vertreter der feinsten Geistesbildung gelten wollte, mußte unmutig die richtige Beleuchtung seiner dunklen Tat ertragen, die den Ehrgeizigen um den Beinamen „der Große" brachte. Seinem Nachahmer, dem Herzog von Savoyen, sandte gleichzeitig der Kurfürst ein abmahnendes Schreiben und sicherte den von diesem bedrückten Waldensern Aufnahme und Unterstützung zu. Ihre Einwanderung erlebte indes der Fürst nicht mehr. Auf dem Sterbebette empfahl er jedoch dringend die „angenommenen Kinder" seinem Nachfolger. Voll und ganz kam Friedrich der 3. (1.) diesem Wunsche nach. Wie sein Vater, so betrachtete er sich gleichfalls als Schirmherr des Protestantismus, vor allem, nachdem 1697 der Kurfürst von Sachsen, der polnischen Krone zuliebe, Katholik geworden war.

Im Naturalisationsedikt vom 13. Mai 1709 sicherte er allen verfolgten Glaubensgenossen vollste bürgerliche Gleichberechtigung in seinem Lande zu. Waldensern, Franzosen, Wallonen, französischen Schweizern und Pfälzern kam diese Zusage zugute. In den Gegenden von Stendal, Burg, Magdeburg, Spandau, Templin und Angermünde hauptsächlich fanden sie eine neue Heimat. Ihre Zahl betrug wiederum mehr als 15 000. Schon 1700 wurden allein im Magdeburgischen 15 000 Refugies und 400 pfälzische Familien gezählt, außer den Flüchtigen anderer Länder. Die seit Tillys Schreckenstagen noch zerstört liegenden Stadtteile bauten sie wieder an. Auch der in der Schweiz bedrängten Mennoniten nahm sich Friedrich der 1. an und bevölkerte mit ihnen wüste Strecken in Ostpreußen, wo auch aus Polnisch-Preußen Anhänger der Sekte aufgenommen wurden. Seinem Nachfolger, dem Schöpfer des Wehrschatzes und der Wehrmacht Friedrichs dem Großen, bereiteten sie indessen viel Verdruß. Entsprechend ihrer Lehre war ihnen Befreiung vom Kriegsdienste zugesichert worden. Die rücksichtslosen Werber des Soldatenkönigs und Freundes „langer Kerls" beachteten jedoch dies Privilegium nicht, so daß es zur Klage und Bitte um Erlaubnis zur Auswanderung kam. Er erlaubte jedoch bald darauf ihr Bleiben und ihre weitere Befreiung vom Waffendienst, unter der Bedingung, Woll- und Zeugfabriken anzulegen. Heer und Vaterland wurden sie also auf diese Weise dienstbar gemacht. Ergrimmt, willfahrte Friedrich Wilhelm diesem Wunsche. Der König, der die Souveränität stabilierte, wie einen rocher de bronce, hatte sich selbst besiegt durch Gerechtigkeit und Achtung Andersgläubiger. Diese verlangte er aber auch seinen Glaubensgenossen gegenüber. So trat er energisch und nicht ganz ohne Erfolg für die schwer bedrängten polnischen Protestanten ein. Dem Erzbischof von Salzburg, der auf unerhörte Art und Weise Protestanten in seinem Erzbistum plagte, drohte er kurzer Hand mit Vergeltung an den katholischen Untertanen in Preußen, mit dem Erfolge, daß ihnen wenigstens die Auswanderung und Mitnahme ihrer Kinder erlaubt wurde. Die Bedrückten selbst aber lud er durch ein Patent vom 2. Februar 1732 in sein Land ein.

Ueber 20 000 Salzburger folgten dem Rufe des Königs, der sie vorzugsweise in Preußen und Litauen, namentlich in der Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg ansiedelte. Bald folgten ihnen, angelockt durch die liebevolle Aufnahme, Flüchtlinge aus der Propstei Berchtesgaden, aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Eine große böhmische Kolonie erstand in Berlin mit der Bethlehemskirche, einem Geschenk des Königs, als Mittelpunkt für ihr religiöses Leben. Für Schlesien schlug die Befreiungsstunde mit dem Einrücken Friedrichs des Großen, der bald nach seinem Regierungsantritt Europa durch seinen Grundsatz die Toleranz seiner Vorgänger noch übertreffender, allgemeinster Duldung in Erstaunen setzte: „Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue. In meinen Staaten muß jeder nach seiner Fasson selig werden." Eingedenk der furchtbaren, noch frisch in aller Gedächtnis lebenden Greueltaten der „Seligmacher" und anderer Soldatenhorden während des Dreißigjährigen Krieges und immer noch stöhnend unter dem schweren Joch der Papisten, war es kein Wunder, daß die alte bewährte Kaisertreue der Schlesier brüchig geworden war, und sie dem Retter aus Norden zujubelten. Rache aber durften sie an ihren Bedrückern und Verfolgern nicht nehmen und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Das litt Friedrichs Duldsamkeit nicht. So antwortete er nach der Schlacht bei Hohenfriedberg ungefähr 2000 Bauern, die ihn stürmisch umringten und baten, alle Katholiken der Gegend totschlagen zu dürfen, mit den Worten aus der Bergpredigt: Liebet eure Feinde. Gerührt und belehrt gingen die Landleute von dannen. Gleiche Duldsamkeit verlangte er aber auch den Protestanten gegenüber, nicht nur in seinen eigenen Landen. Deswegen erhob er vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges in Oesterreich ernste Vorstellungen, nach dem Kriege in Württemberg, wo er seinen Gesandten anwies, wenn der Herzog bei seiner Verletzung der Gerechtsame der protestantischen Kirche beharre, „in hohem Tone zu ihm zu sprechen und

ihm die Zähne zu zeigen". Die Herrschaft der katholischen Geistlichkeit in Schlesien brach er. Erleichtert wurde ihr das Sichfügen in die neuen Verhältnisse durch des Königs große Toleranz. „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert, die Duldung ist eine sanfte Mutter, welche sie hegt und blühend macht." So dachte Friedrich über den Grundsatz der christlichen Liebe. In seinem Testament von 1752 sagt er: Ich bin neutral zwischen Genf und Rom; will Rom in Genf eingreifen, so zieht es den kürzeren; will Genf Rom zu nahe treten, so wird es verurteilt. Auf diese Weise kann ich den Religionshaß mildern, indem ich allen Teilen Mäßigung predige und sie zu vereinigen suche in dem Gedanken, daß sie eines Staates sind.

Die weise und gerechte Duldsamkeit des Monarchen hatte zur Folge, daß sich unter ihm über 300 000 Kolonisten „ohne Unterschied der Nation und Religion" aus allen Gegenden Deutschlands und den umliegenden Ländern ansiedelten, sei es wegen Bedrängung ihres Glaubens, wegen zunehmender Abschen über die Intoleranz ihrer geistlichen oder weltlichen Häupter, oder wegen der verheißenen großen Privilegien aller Art. Fast um die Hälfte hat Friedrich den ihm überkommenen Staat vergrößert. Durch ihn ist dieser in die Reihe der Großmächte getreten. Seinem Hause aber hat er die Macht und Stärke verliehen, die er ihm schon als Kronprinz gewünscht hat, „daß es die protestantische Religion im Reiche und in Europa blühend machen könne, daß es sei die Zuflucht der Bedrängten, der Trost der Witwen und Waisen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten". Wie die schlesischen Kriege vom Volke als Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges angesehen wurden, so galt der Sieger in ihnen als Beschirmer der protestantischen Religion gegen die Macht des Papsttums.

Die letzte Einwanderung Glaubensverfolgter geschah unter Friedrich Wilhelm dem 3. 500 Lutherischen aus dem Zillertal schenkte er 1837 in Schlesien in der Gegend von Erdmannsdorf eine neue Heimat. Ihm war es vorbehalten, bei der dritten Jubelfeier der Reformation, 1817 endlich die langen Bemühungen seiner Vorgänger zu krönen durch die Union, die die Spaltung zwischen Lutherischen und Reformierten schloß und beide Bekenntnisse zur „evangelischen Kirche" vereinigte.

Haus und Volk in Preußen durften erfahren die Verheißungen der Sprüche: „Es ist niemand, der ein Haus verläßt oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben." Und: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Um des Glaubens willen, um dem sicheren Verderben des Leibes und der Seele zu entrinnen, verließen Hunderttausende tränenden Auges ihre alte, heißgeliebte Heimat. Freiwillig flüchtend vor dem widerchristlichen Haß gewalttätiger, grausamer Verfolger und Verderber oder von diesen moralisch und physisch gezwungen, gaben sie Stellung und Vermögen preis, um sich in der Fremde, allein im Vertrauen auf Gott und sein irdisches Werkzeug, die protestantischen Fürsten, vorzüglich aus dem Hause Hohenzollern, eine neue Heimat zu suchen, einen neuen Herd sich zu gründen, einem neuen Geschick entgegenzugehen, oft die schönsten und fruchtbarsten Gegenden zu vertauschen mit melancholischen Dünen, wüsten Flächen und sumpfigen Gebieten. Das war die Kraft des protestantischen Geistes, der dies vollbrachte. Dem Herrscherhause und seinem angestammten Volke durften nach Gottes Fügung die Eingewanderten tausendfältig vergelten, was sie von ihnen, von ihm empfangen hatten, nachdem sie von ihnen gespeist und getränkt, beherbergt und bekleidet, gepflegt und befreit waren aus unduldsamen Banden. Durch den Dreißigjährigen Krieg und die Feldzüge Friedrichs des Großen verödete und zerstampfte Gefilde erblühten durch ihren Fleiß wieder. Die Nährkraft und Wehrkraft des Staates vermehrten sie außerordentlich. Neue geistige und gesellschaftliche Anregungen. Neues in Gewerbe, Kunst und Handwerk brachten sie mit. Segen, Kraft und Macht empfing der Staat hierdurch in unerschöpflicher Fülle nach innen und nach außen. Protestantischer Geist schuf aus dem künstlichen Gebäude des brandenburgisch-preußischen Staates eine Einheit, die der Kitt des neuen Deutschen Reiches wurde. Die Freiheit des protestantischen Geistes trug den Sieg davon über die geknechtete katholische Weltanschauung. Das ist der Segen der Duldsamkeit, die nur dem Protestantismus in unbegrenzter Weise eigen ist. Der Fluch der Unduldsamkeit aber war Verlust von Menschenkraft, von fleißigen, geschäftigen Händen, von religiösen und charaktervollen Elementen, von Geist und Kraft. Das haben seine Urheber früher oder später gespürt und erkannt. Durch Verbote und Zwangsansiedlungen in unwirtlichen Gegenden ihrer Reiche haben sie dies dann zu verhindern gesucht. Die fortschreitende staatliche und bürgerliche Entwicklung schuf jedoch auch hierin Wandel.

Wilhelm Schultz-Oldendorf.

Der neueste Angriff Roms auf den Norden, besonders auf Finnland.

Im Sommer 1923 unternahm der „rote Papst", wie er nach seiner roten Tracht genannt wird, der Kardinal Wilhelm van Rossum eine Missionsreise nach dem Norden. Er hatte sich dieses Jahr herausgesucht, weil da das vierhundertjährige Fest der Einführung der Reformation in Schweden und Finnland durch Gustav Wasa begangen wurde. Rom feierte es seinerseits mit Einsetzung des ersten römischen Bischofs seit der Reformation in Finnland.

Ueber die Reise hat der Kardinal einen holländischen Bericht verfaßt, der in deutscher Sprache unter dem Titel: „Die religiöse Lage der Katholiken in den nordischen Ländern" (München, Franz A. Pfeiffer 1924. 52 Seiten) erschienen ist.

Der Gesamteindruck des Kardinals von seiner Reise ist folgender: „Immer mehr wendet man sich vom Protestantismus ab und richtet seinen Blick und sein Herz auf die katholische Kirche." „Während es (das Volk) die protestantischen Kirchen leer stehen läßt, sucht es die katholischen auf, kniet vor ihren Altären nieder, erbaut sich an ihren heiligen Bildern, wohnt gern dem Gottesdienst bei und lauscht begierig und andachtsvoll den Predigten, die ihm nie lang genug sein können."

Auf sein eignes Konto bucht der Kardinal folgendes: „Vielen Irregeleiteten taten sich die Augen auf, vielen, die da suchten, wurde der Weg gezeigt, zahllose Herzen und Seelen wurden der heiligen Kirche näher gebracht und so mancher wurde wieder der Wahrheit gewonnen."

Am Schluß des Abschnittes über Norwegen wird behauptet und ausdrücklich durch „auch" auf die andern Gebiete ausgedehnt: „Auch hier bewahrheitet sich wieder voll und ganz: Die Ernte ist reif und weiß, bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter schicke auf seine Aecker, um sie einzuholen."

Hier muß ich eine Zwischenbemerkung machen. Als ich im November 1924 in der Deutschen Kirche zu Helsingfors einen Vortrag über das Heft des Kardinals hielt, war der römische Bischof Buckx mit Begleitung anwesend. Er rief mich nach dem Vortrag an und hatte ein längeres Gespräch mit mir. „Der Kardinal müßte doch ein Kindskopf sein, — so sagte er —, wenn er glaubte, „die Ernte ist reif", das hieße, die Lutheraner wollten jetzt zur katholischen Kirche kommen. Er wollte nur den armen Katholiken im Norden sagen: Verliert den Mut nicht ganz."

Wie schreibt aber Seine Eminenz der Herr Kardinal selbst? S. 43: „So sieht man deutlich, wie auch in Finnland so wie in den skandinavischen Ländern die Ernte am Reifen ist. Ein neuer Geist, ein Geist wohlwollender Annäherung an den Glauben der Vorväter, an die große, heilige Römische Kirche ist erwacht. Man verlangt auch danach, sie besser und gründlicher kennen zu lernen, und diese Kenntnis, verbunden mit Gottes Gnade, kann nicht anders als dazu führen, daß man sie auch liebt und sich ihrer Lehre und ihrer Leitung unterwirft."

Und von den religiös gesinnten Männern schreibt er S. 45: „. . . kein Wunder, daß sie nach Gewißheit, nach einer sicheren Glaubens- und Lebensregel suchen und diese nur in der katholischen Kirche erblicken, der columna et firmamentum veritatis, wie Paulus sagt, der Säule und Grundfeste der Wahrheit."

Man kann es begreifen, wie aufgebracht Bischof Buckx über meinen öffentlich ausgesprochenen Wunsch war, das Heft des Kardinals Wilhelm van Rossum möge so weit wie möglich im Norden verbreitet werden. Denn aufs Ganze gesehen ist es einfach blauer Dunst, den der Kardinal seinen Lesern vormacht. Wenn „die religiösen Männer" im Norden und andere vergleichen, was die Wirklichkeit ist und was der Kardinal gesehen und in den Herzen gelesen hat, so sagt jeder: das stimmt nicht!

Wie kommt aber der Kardinal dazu? Er hat doch das Büchlein im guten Glauben geschrieben? Er hat es geschrieben, um Geld für die nordische „Mission" zu sammeln und „Missionare" zu gewinnen. Da schadet es nichts, wenn die Farben dick aufgetragen werden. „In kurzer Zeit," so versicherte mir der neue, überaus eifrige apostolische Vikar Msgr. Brems, „könnte ich hier fünfzigtausend Katholiken zählen, wenn ich nur Geld und Priester hätte." (S. 16). „Nachdem wir mit eignen Augen den Zustand der Missionen in den skandinavischen Ländern geschaut, die Not dieser Kirchen gesehen, aber zugleich auch die blühende Hoffnung wahrgenommen haben, die einem dort überall entgegenlacht, wenn nur Arbeitskräfte und Mittel sich finden, rufen wir euch vertrauend zu: Habt Mitleid mit den Scharen, die dort des vollen Lichtes der Wahrheit beraubt sind und so sehr danach hungern. Helft den nordischen Missionen durch Missionare und durch finanzielle Unterstützung." Und nun kommt der Hinweis auf den ewigen Vergelter (S. 50).

Also es muß mit dem Klingelbeutel geklappert werden. Aber es kommt tatsächlich noch etwas dazu. Bleiben wir bei Finnland. Man ist dem Kardinal nachgelaufen. Aber aus welchen Gründen?

Von Abo erzählt der Kardinal: dort „hatte sich ein Ausschuß aus protestantischen Herren gebildet, um uns gebührend zu empfangen"; und von einem Empfang in Helsingfors wird berichtet: „Alle Minister des Landes und die angesehensten Persönlichkeiten der Hauptstadt waren anwesend." — Das alles war einfach, wie viele von den Anwesenden es bezeugt haben, eine „Artigkeit" gegen den diplomatischen Vertreter des „Heiligen Stuhles", der sich beeilt hatte, die Selbständigkeit Finnlands anzuerkennen. Wenn der Kardinal aus dieser politischen Artigkeit religiöse Schlüsse zieht, so ist das seine Sache.

„Am 14. August erreichten wir Helsingfors, wo eine große Menge Volkes am Bahnhof zusammengeströmt war, um uns . . . mit Ehrerbietung und sichtlicher Begeisterung zu empfangen." Eine noch größere Menge Volkes war vorher zusammengeströmt, als der Ritt der Kosaken die steile Freitreppe vom Markt nach der großen Nikolaikirche hinauf gefilmt wurde, und mit ebensolcher Begeisterung waren die geschminkten Schauspieler begrüßt worden.

Diesmal jedoch gab es etwas ganz Apartes. Ein roter Handschuh hob sich segnend über die Volksmenge (die den Hut ruhig aufbehielt), und es war, wie versichert wurde, diesmal wirklich kein Filmschauspieler, sondern ein echter Kardinal. Also die Begeisterung des Kinopublikums ist die zweite Quelle für die weitgehenden Schlüsse des Kardinals.

Jetzt kommen wir zur dritten Quelle. Das ist das Wohlwollen einiger Kunstfeinschmecker, der Aestheten, für die „alte katholische Kultur". In dieser Umwelt fühlen sich die Römer wohl; und die Aestheten freuen sich an dem Umgang mit den fein gebildeten, „humanen" Geistlichen, die im gesellschaftlichen Leben auch einmal fünf gerade sein lassen. Die römische Kirche schickt mit bewundernswertem Scharfblick nur nette und gewandte Leute in die „Mission" unter den Lutheranern. Man kann ihnen einfach nicht gram sein. Sie durchschauen natürlich das Aesthetentum. Aber der Verkehr in diesen Kreisen gibt Einfluß und schlägt Brücken. Was an den skeptischen Vätern nicht zu erreichen ist, das kann dann an den Töchtern und Enkeln mit um so größerer Sicherheit nachgeholt werden. Nur Zeit lassen. Rom rechnet mit Jahrhunderten. Ein katholisches Gymnasium wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Mittel dazu sollen bereit stehen.

Aber der Kardinal rechnet doch auch mit der Gegenwart, erzählt von dem „Geist wohlwollender Annäherung" an die Römische Kirche, deutet sogar Uebertritte an. Offiziell werden in Finnland gegen 800 römische Katholiken gezählt. Für diese gibt es einen Bischof, sechs Priester und eine unbestimmte Anzahl Ordensschwestern. (Darnach müßten die evangelischen Deutschen etwa 7 Bischöfe und 42 Pfarrer haben! Sie haben aber bloß zwei Pfarrer.) Von der Anzahl der Uebertritte ist mir nichts bekannt. Natürlich gehört es zum „Untergang des Abendlandes", daß unsichere Seelen bei der allgemeinen Unsicherheit nach etwas „Festem" suchen. Ich vermute jedoch, daß es im Allgemeinen ebenso in Deutschland ist, wo jährlich immer mehr von der römischen Kirche in die evangelische Kirche übertreten als umgekehrt.*)

In Deutschland haben besonders die Stellen im Bericht über Finnland Aufsehen erregt, die von lutherischen Geistlichen handeln. So soll „die bejahrte und sehr fromme Ehefrau des lutherischen Pastors" einer Landgemeinde zum neuen römischen Bischof gesagt haben: „Das ist unser Bischof, Sie sind unser Hirte." In meinem Vortrage stellte ich die Vermutung auf, der Bischof habe vielleicht die Sprache nicht ganz beherrscht und die alte Dame mißverstanden. Der Bischof versichert aber glaubhaft, die Worte seien gefallen: „Det är var egen biskop". Darauf erbot ich mich, meinen Irrtum zu widerrufen. „Nein, ich will Sie nicht demütigen," antwortete der Bischof. Im ersten Augenblick sah ich gar nicht ein, was das für eine Demütigung sein soll, einen Irrtum einzugestehen, der um so verzeihlicher war, als jener Pfarrer ein Dementi in der Zeitung „Kotimaa" veröffentlicht hatte, auf das ich mich stützte. Aber dann fiel mir ein: der Bischof denkt ganz unwillkürlich, ein evangelischer Pastor muß ähnlich wie der römische einen Abglanz der Unfehlbarkeit tragen.

Wir gehen wieder auf den Bericht des Kardinals zurück. S. 41 heißt es, bei der Bischofsweihe in Helsingfors folgten „viele Andersgläubige, darunter einige lutherische Geistliche" „mit der größten Ehrfurcht den sinnreichen Zeremonien." Wer mögen diese Geistlichen gewesen sein?

Man muß sich dabei vor Augen halten, daß die lutherische Geistlichkeit in Finnland von jeher — zum Segen des Landes — politisch tätig gewesen ist. Auch jetzt sitzen Professoren der Theologie in der Regierung und Landpfarrer im Reichstagspräsidium. Vielleicht sind einige solche aus diplomatischen Gründen zur Feier abgeordnet worden, ebenso wie sie zur Weihe des griechisch-katholischen Bischofs abgeordnet werden.

Unerhört ist die doppelte Beschimpfung der lutherischen Geistlichen S. 48. Ich vermeide einen stärkeren Ausdruck, obwohl es mir schwer fällt. Seine Römische Eminenz erlauben sich folgendermaßen zu schreiben: „. . . . es kommen immer noch viel zu wenig Uebertritte vor. Die großen, seit Jahrhunderten böswillig verbreiteten . . . Vorurteile gegen die katholische Kirche halten zu viele ab. . . . Denn ein protestantischer Geistlicher, der heute in der Staatskirche samt Frau und Kindern ein gutes Einkommen genießt, findet sich morgen durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche ohne Mittel zur Bestreitung des Lebensunterhaltes."

Damit mir nicht jemand vorwirft, ich reiße Sätze aus dem Zusammenhang, fordere ich auf, das Buch des Kardinals selbst zu lesen. Der Zusammenhang macht die Sache eher noch schlimmer. Denn im Grunde ist es „die Schläue und Macht des Teufels, des höllischen Feindes," der verhindert, daß die lutherischen Pfarrer nicht samt und sonders unters Joch des Papstes kriechen.

Die erste Beschimpfung: die Evangelischen verbreiten böswillig Vorurteile gegen die katholische Kirche. Vielleicht meint der Kardinal auch die Darstellung der Reformation in den Geschichtsbüchern und ähnliches. In Schweden ist man ja katholischerseits sogar dazu fortgeschritten, die Aenderung der Schulbücher in römischem Sinn zu verlangen. Dieser Antrag ist glücklicherweise abgewiesen worden. Es wäre aber äußerst wichtig, wenn der Kardinal seine Behauptung beweisen wollte. Wie heißen die Vorurteile, die böswillig verbreitet werden? Und wer verbreitet sie?

*) 1918—22 traten vier Personen zur römischen Kirche über und 43 aus der römischen in die evangelische! (J. W. Wallinheimo), Berättelse över den ev.-lut. kyrkans i Finland tillstånd, Sordavala 1924, Seite 286).

Die zweite Beschimpfung: „Nicht selten, schreibt der Kardinal, und wir sind es, die es unterstreichen, „nicht selten müssen auch schöne Zukunftsaussichten geopfert werden oder es stellt sich die Frage der Existenz hindernd in den Weg." Also protestantische Geistliche würden gerne römisch werden, behauptet der Kardinal, wenn sie dann gleich versorgt würden. Lieber Herr Kardinal, würden Sie nicht von vornherein auf solche Schwächlinge verzichten, die den Brotkorb höher stellen als ihre Ueberzeugung? Da es nach Ihrer Meinung öfter vorkommt, — nicht selten — wie Sie selbst schreiben, so müßte es um die Lutheraner ganz traurig bestellt sein.

Aber Sie irren, Herr Kardinal, abwohl Sie nicht weit vom Unfehlbaren wohnen. Noch gilt unter uns Luthers Kampflied:

„Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn,
das Reich muß uns doch bleiben!"

Hiermit haben wir anerkannt an der Schrift, was anzuerkennen war, und berichtigt, was übertrieben ist. Jetzt kommen wir aber erst zu den tiefsten Trennungsgründen.

In zwei Punkten werden wir mit der jetzigen römischen Kirche nie übereinkommen. Wenn wir Evangelischen in vorwiegend katholischen Ländern arbeiten, so nennen wir das „Diaspora"-Arbeit: geistliche Versorgung der Glaubensgenossen in der „Zerstreuung". Die Römer dagegen nennen es „Mission". Der Kardinal nennt seine Reise nach dem Norden „Missionsreise" und hat sie im vollen Sinne als Mission unter den Protestanten, als Propaganda für den Papst aufgefaßt und ausgebeutet, wie jede Seite seines Buches beweist. Die abschwächende Vorrede des Herausgebers ändert daran nichts. Das neue Katholische Kirchenrecht von 1918 macht eine solche „Mission" geradezu zur Pflicht jedes Katholiken! Seite 12 zeigt, ein wie hervorragendes Mittel der Propaganda die Schulen sind. Es wird ganz treuherzig mitgeteilt, daß diese Schulen mit ausgesprochen katholischem Charakter nicht ausschließlich für katholische Kinder da sind. Und wie geht es weiter? (An dem anmutigen Deutsch des folgenden Satzes ist der Uebersetzer, Ritter von Lama schuldig): „Infolge dieses Besuches katholischer Schulen durch protestantische Kinder geschieht es nicht selten — insbesondere gelegentlich der ersten hl. Kommunion oder der Firmung der Kinder —, daß auch die Eltern selbst übertreten." Kanon 1381 des oben erwähnten neuen Kirchenrechts gibt den Römern die rechtliche und Gewissens-Grundlage für Schulgründungen gegen die Politik des Staates, in dem sie leben. Aehnlich wird die Krankenpflege ganz offen als Vorbereitung für das Wirken der „Missionare" beschrieben (S. 13). Auch in Helsingfors gibt es eine Schwesternschaft mit einer ganz ausgezeichneten Oberin, die rein menschlich die Herzen gewinnt. Neue Klöster neben den drei bestehenden griechisch-katholischen sind durch Landesgesetz verboten. Es geht aber auch ohne den Namen Kloster.

Der zweite Punkt, in dem eben eine Uebereinkunft unmöglich erscheint, ist die Betrachtung der Geschichte. Die Reformation ist nach Rossum ein „Fehler", von „Gewaltmenschen" dem Volke aufgezwungen. So kommt es, daß die Römer ohne weiteres Anspruch machen auf die Kirchen aus katholischer Zeit. Die Jakobikirche in Riga haben sie bereits vom Herrn Meier (Meierowitz) in Lettland eingehandelt. „Gebt uns die Urkirche des Protestantismus im Baltenlande, so werden wir für Freilassung der wegen Verbrechen verhafteten Kommunisten stimmen," so sagten die wenigen Katholiken des lettischen Landtages zu der Linken. Und so geschah es. Für Herrn Meier soll dabei eine Villa auf Capri herausgesprungen sein. Das Volk wenigstens nimmt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Kuhhandel und der tatsächlichen Villa im Mittelmeer an. Wenn aber dann der Pfarrer der Jakobikirche sagt: sie ist uns gestohlen worden, wird er zu Gefängnis verurteilt, obwohl er nur die Meinung des Gesamtprotestantismus der Welt und den einfachen Tatbestand ausspricht. — Wie im Bericht über die Kirchentage zu Tammerfors Januar 1924 Seite 155 mitgeteilt wird, haben sich Prälaten der römischen Kirche ebenso über die Dome des Nordens ausgesprochen: rechtlich gehörten sie Rom, und wenn der geeignete Zeitpunkt komme, würde man sie ebenso wie die Jakobikirche in Riga „zurück"-nehmen. Das gilt u. a. auch für die herrlichen Dome von Abo, Lund, Upsala, Trondheim.

Der Kardinal hat schon zwei Versuchsballone in dieser Beziehung aufsteigen lassen. Er hat anfragen lassen, ob er in Dänemark und in Norwegen an Gräbern von katholischen Heiligen eine Messe lesen dürfe! — Bei meinem Vortrage in der deutschen Kirche fragte ich, was wohl die Römer dazu sagen würden, wenn ich nach Rom käme und bäte, in einer unbenutzten Seitenkapelle des Lateran eine evangelische Predigt halten zu dürfen. Natürlich würde ein Evangelischer gar nicht erst eine solche Taktlosigkeit begehen. — Bei dem darauf folgenden Gespräch gab Bischof Buckz von selbst ohne weiteres zu, daß hier ein Fehler in den Reisevorbereitungen des Kardinals gemacht worden sei. Auch konnte er nicht fassen, daß von autoritativer Stelle den Domen des Nordens dasselbe Schicksal wie der Jakobikirche in Riga zugedacht worden sei.

Wir Evangelischen sehen ja in Luther das gewaltigste Werkzeug Gottes seit den Zeiten der Apostel. Das braucht nicht ausgeführt zu werden. Das muß aber betont werden gegen alle Abschwächungsversuche des Kardinals: keines Menschen, auch keines Finnländers Name ist in Finnland so geliebt wie der Martin Luthers. Und die Reformationskirche ist die unmittelbare, vollgültige Fortsetzung der mittelalterlichen Kirche, die gerade in Finnland nur in losem Zusammenhang mit Rom gestanden hat. Ein kräftiger Aufruf der größten kirchlichen Verbände in Finnland gegen die Behauptungen van Rossums nennt deshalb die römische Kirche wegen der jetzigen Propaganda-Arbeit einen „sektiererischen Eindringling in unser Land". Denn „Finnlands evangelisch-lutherische Volkskirche ist ein legitimer Teil der heiligen allgemeinen Kirche der Welt". (Församlingsbladet, Helsingfors, 11. Dez. 1924 und die meisten Tageszeitungen.)

Zum Schluß eine persönliche Bemerkung. Unser geliebter Lehrer, der Professor der Theologie D. Kirn in Leipzig, bot mir 1904 ein Pfarramt in der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich an. Wegen des damit verbundenen konfessionellen Kampfes sagte ich ab. Ich meinte, ich sei nicht geeignet dafür. Ich habe später katholische Priester und Laien kennen gelernt und bin immer aufs Friedlichste mit ihnen ausgekommen; einige prächtige Gestalten unter ihnen möchte ich in meinem Leben nicht missen.

Aber niemand entgeht seinem Schicksal. Ich wurde in das lutherischste Land der Welt berufen. Jetzt beginnt aber auch hier die Wühlarbeit der „propaganda de fide", deren Vorsteher der Kardinal ist. Die Glaubensgenossen in Deutschland wundern sich über die tollen Zustände im Norden, wie sie der Kardinal schildert. Da ich nun an die fünfzehn Jahre hier lebe, muß ich doch auf Drängen der Freunde in Deutschland in den sogenannten „konfessionellen Kampf" eintreten. Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Was sollen wir denn nun weiter tun? Beten für die katholischen Brüder und Schwestern, daß ihnen die Augen aufgehn und sie die Dinge sehen, wie sie sind, und nicht, wie sie sich wünschen. Uns scharen um die Freudenkunde, daß es einst einen Hirten geben wird, und jetzt schon gibt, und eine Herde, — nicht den Papst und seine Kirche, sondern Christus, hochgelobt in Ewigkeit, und alle, die seine Stimme hören! Friedrich Israel.

Zur Erinnerung an Dr. theol. Bernhard Czerwenka.

Am 25. März 1925 werden es hundert Jahre, daß dieser namhafte theologische und historische Schriftsteller geboren wurde, der sich durch seine „Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen" und die „Geschichte des Hauses Khevenhüller" in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Er stammt trotz seines slavischen Namens aus einer deutschen Familie und wurde 1825 zu Schedoweitz im nördlichen Böhmen als ältester Sohn eines kinderreichen Lehrers geboren, besuchte von 1836 bis 1845 das Gymnasium in Leitmeritz und Prag, studierte dann in Wien zuerst Medizin

und dann, nachdem er 1849 zur evangelischen Kirche übergetreten war, Theologie. Als Kandidat bekleidete er in mehreren angesehenen Häusern Hofmeisterstellen, wodurch seine spätere Tätigkeit nicht unwesentlich gefördert wurde. Die erste Pfarrstelle erhielt Czerwenka in Arriach in Kärnten (1853—1855), kam dann nach Ramsau bei Schladming in Steiermark (1858—1873), wurde dort auch Senior und ging dann als Pfarrer an die Peterskirche nach Frankfurt am Main. Eine Bürgerstochter dieser Stadt, geborene Falkenhainer, war seine Gattin. 1871 wurde Czerwenka in Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit, besonders wegen seiner Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen von der Wiener theologischen Fakultät zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. Dieses in Fachkreisen sehr geschätzte Werk erschien nach gründlichen Quellenstudien 1869 bei Velhagen und Klasing in Leipzig. Es ist das erste größere Werk, welches dieses Gebiet vom evangelischen Standpunkt aus behandelt und mehrfach den Entstellungen ultramontaner Geschichtsschreiber entgegentritt. Dabei bemühte sich der Verfasser, auch den nationalen Gegnern gerecht zu werden. Man staunt beim Durchlesen dieses heute noch nicht überholten und für die Durchforschung der Geschichte des Protestantismus ganz unentbehrlichen Werkes immer wieder über den Bienenfleiß, mit dem ein Dorfpfarrer in der höchstgelegenen Alpenpfarre Oesterreichs, meilenferne von Bibliotheken und Archiven, deren Benutzung ihm neben der damals so mangelhaften Bahnverbindung auch die Kärglichkeit seines Gehaltes erschwerte, ein derartiges Werk, zwei stattliche Bände mit zusammen etwa 1100 Seiten, zusammentrug. Um die zahlreichen Urkunden benutzen zu können, erlernte Czerwenka erst jetzt die tschechische Sprache. Die Geschichte des Hauses Khevenhüller erschien 1865 bei Braumüller in Wien und ist ein viel genanntes Quellenwerk für die Zeit der Gegenreformation in Kärnten und die damaligen Verhältnisse des dortigen Adels. Die dazu gehörigen Studien führte Czerwenka schon 1861 im reichen Archiv der Grafen Giech zu Turnau in Oberfranken aus, in welche Familie seinerzeit der Hauptstamm der Khevenhüller aufgegangen war. Dr. Czerwenka veröffentlichte nebst theologischen Aufsätzen noch viele kleine Schriften verschiedenen Inhaltes, gab kleine Dorfgeschichten seines Vaters heraus und verfaßte u. a. für das Jahrbuch des (alten) österreichischen Alpenvereins eine Beschreibung von Ramsau in Steiermark. Er starb in Frankfurt a. M. am 20. Mai 1886, erst 61 Jahre alt. Dr. Czerwenka war im Verkehr mit Freunden ein fröhlicher Mensch und geistreicher Gesellschafter, seine Pfarrgemeinden zollten ihm überall große Anhänglichkeit und Verehrung. In Obersteiermark war er einer der Ersten, welche die schöne Sitte des Christbaums einführten. Seine letzte Arbeit noch am Krankenbette bezog sich auf die Herausgabe eines neuen evangelischen Gesangbuches.

Klagenfurt. Ludwig Jahne.

Vor einer Vereinigung der orientalisch-orthodoxen mit der anglikanischen Kirche?

Der Inhalt der nachstehenden Zeilen berührt sich zu einem Teile mit dem, was jüngst in einem Aufsatz über das Konkordat mit Rumänien hier ausgeführt wurde. Da der Verfasser aber im Lande selbst seinen Wohnsitz hat und sich unter Berufung auf zuständige Stellen von höchster Bedeutung äußert, so glaubten wir, auch seine Bemerkungen über das Verhältnis zwischen der römischen und der morgenländisch-orthodoxen Kirche nicht unterdrücken zu sollen. Seine weiteren Mitteilungen bedeuten ja ohnedies für die weitesten Kreise in Deutschland etwas Neues.

Wir bemerken noch, daß im Osten — Siebenbürgen und Bukowina — die deutsche evangelische und die griechisch-orthodoxe Kirche schon immer in freundschaftlichen Formen gegenseitiger Hochachtung und Wertschätzung miteinander verkehrten.

Die Schriftleitung der „Wartburg“.

Zu meiner Ueberraschung fand ich in Deutschland die von katholischer Seite verbreitete Meinung vor, als stände der römisch-katholischen Kirche im Osten ein großer Gewinn durch den von Rom mit großer Zuversichtlichkeit für nähere oder fernere, womöglich aber für nähere Zukunft erwarteten Anschluß der orientalisch-orthodoxen Kirche in Großrumänien und anderwärts bevor. Von dem Schriftleiter der „Wartburg“ hierüber befragt, konnte ich sofort auf das Unwahrscheinliche dieser Gerüchte hinweisen, da nach dem Anschluß ausgedehnter Gebiete mit starker orientalisch-orthodoxer Bevölkerungszahl das Machtbewußtsein dieser Kirche in Rumänien wesentlich gewachsen sei und diese zu einem Anschluß an die römisch-katholische Kirche um so weniger Anlaß hätte, als sie sich gerade jetzt anschicken dürfte, die Führung des orientalisch-orthodoxen Kirchentums zu übernehmen. Ein bedeutsames Anzeichen hierfür ist neben manchem Anderen die Uebertragung des Schutzes des heiligen Grabes an den König von Großrumänien und die soeben durchgeführte Errichtung eines Patriarchats für Großrumänien in Bukarest. Da die russische Kirche für die Führung der orientalischen Christenheit derzeit kaum in Frage kommt, und das Patriarchat in Konstantinopel nun vollends in ein Schattendasein herabsank, fällt die Führerrolle naturgemäß der rumänischen Kirche zu. Meine Ansichten fand ich durch den orientalisch-orthodoxen Erzbischof und Metropoliten von Siebenbürgen, Dr. Balan, eine hervorragende Führerpersönlichkeit dieser Kirche, bestätigt, als er anläßlich der Weihe eines griechisch-orientalischen Erzpriesters und Dechanten in Kronstadt im letzten Dezember, in der ihm eigenen liebenswürdigen Weise das gute Einvernehmen zwischen der orientalisch-orthodoxen und der evangelischen Sachsenkirche durch seinen Besuch im evangelischen Stadtpfarrhause bekundend, mich ermächtigte, alle diese Gerüchte von einer etwa auch nur in Frage gezogenen Vereinigung der orientalisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche mit Berufung auf ihn als haltlos zu bezeichnen. Hingegen stehe die Vereinigung der orientalisch-orthodoxen Kirche mit der anglikanischen Kirche durchaus im Bereich der Möglichkeit und sei auch bereits Gegenstand eingehender Beratungen gewesen. Es seien freilich noch gewisse dogmatische Schwierigkeiten vorhanden, deren Beseitigung aber erhofft werde. Die anglikanische Kirche habe sich bereits vor längerer Zeit an die orientalisch-orthodoxe Kirche mit der Anfrage gewandt, ob diese bereit wäre, die Priesterweihe der anglikanischen Kirche anzuerkennen. Die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem sowie die autokephale Kirche von Cypern haben sich hierzu grundsätzlich bereit erklärt. In der orthodoxen Kirche Großrumäniens wurde dieser Gegenstand in einer Synode verhandelt, in welcher Dr. Balan, ein bedeutender und feiner Kenner der Dogmatik der anglikanischen Kirche, darauf hinwies, daß diese selbst den sakramentalen Charakter der Priesterweihe nicht ausdrücklich anerkenne; doch wäre die offizielle Anerkennung dieses sakramentalen Charakters durchaus in geradliniger Fortführung der in der Dogmatik der anglikanischen Kirche vorhandenen Ansätze hierzu gelegen. Erst nach diesem Ausbau der Dogmatik könne die orthodoxe Kirche Rumäniens eine Vereinigung mit der anglikanischen Kirche ins Auge fassen. Die Synode von Bukarest machte sich diesen Standpunkt Dr. Balans zu eigen. — Wir haben hier den interessanten Fall, daß die orientalisch-orthodoxe Kirche, der man vielfach Erstarrung nachsagte, starke Zeichen des Lebens äußert und sogar zur dogmatischen Beeinflussung anderer Kirchen Anstoß gibt. — Ueber die Vereinigung selbst äußerte sich Dr. Balan, es sei natürlich von einer Unterwerfung der orientalisch-orthodoxen unter die anglikanische Kirche gar keine Rede, sondern es würde sich um einen Zusammenschluß vollkommen gleichberechtigter Kirchenwesen handeln. Die Stimmung hierzu sei in weiten, maßgebenden Kreisen beider Kirchen vorhanden.

Kronstadt. Stadtpf. Dr. V. Glondys.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich. Vom alten und vom kommenden Reichspräsidenten. Persönlich hätte gewiß jedermann Ebert gegönnt, wenn er nach seiner Befreiung von Bürde und Würde, die er ja in wenigen Monaten zu erwarten hatte, noch einen langen friedlichen Lebensabend genossen hätte. Es war ihm anders bestimmt, und er ist nun befreit von allem Streit. Das Politische an seiner Person berührt uns hier so wenig wie die Frage, wie weit der Nachklang seines Namens durch die verschiedenen Ereignisse und Erörterungen der letzten Monate beeinflußt werden wird. Wohl aber haben wir an dieser Stelle öfter dem Gefühle Ausdruck gegeben, daß es für unser Volk keineswegs erhebend ist, an führender Stelle eine Persönlichkeit

zu sehen, über die bezüglich der Frage: Wie hast du's mit der Religion? keine Auskunft zu erhalten war. In den alten Parlamentshandbüchern (aber nicht mehr in dem von 1919) war als Religion angegeben: Dissident (= konfessionslos). Man konnte aber nicht nur in Berlin auf der Straße hören (wir haben von diesem Gerücht keine Kenntnis genommen), Ebert sei ein fleißiger Besucher der katholischen Hedwigskirche, sondern er sei formell zur katholischen Kirche, der er einst angehörte, zurückgetreten. Ja, an einer Stelle, die wir für durchaus zuverlässig und gut unterrichtet halten mußten, fand sich die Bemerkung: „Der Reichspräsident Ebert war nie offiziell aus der katholischen Kirche ausgetreten und war im Reichstag der Vorkriegszeit ohne kirchenrechtliche Berechtigung als Dissident bezeichnet worden. Er brauchte also auch nicht in die katholische Kirche wieder offiziell einzutreten." (Hermelink, Kath. u. Prot. i. d. Gegenwart, 2. Aufl. S. 144.) Aber auch diese Mitteilung war unrichtig. Als Eberts Tochter einen Evangelischen heiratete, wünschte und erhielt sie evangelische Trauung unter der Erklärung, daß ihre Eltern aus der Kirche ausgetreten seien und sie somit konfessionslos aufgewachsen sei, daß sie aber keineswegs eine feindselige Stellung zu Religion und Kirche einnehme. Wie wir von bestunterrichteter Seite wissen, hat man von katholischer Seite in den Tagen der letzten schweren Krankheit sich mehrfach um Zutritt zu Eberts Krankenlager bemüht, aber der alte Kämpe blieb sich treu. Auf Wunsch der Familie und als ihr Freund hat dann ein evangelischer Stadtpfarrer in Heidelberg an seinem Grabe Trostworte und Gebet gesprochen (der Berliner „Tag" machte aus ihm einen katholischen Stadtpfarrer).

Die der katholischen Kirche nahestehende Presse, die aus Gründen der politischen Koalition zu stärkster Zurückhaltung verpflichtet war, ist mit Andeutungen über die Kirchenzugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit Eberts erst nach seinem Tode und äußerst schonend herausgerückt. Der 53jährige hätte den Schritt des 18jährigen nicht wiederholt, meint Dr. Karl Sonnenschein in der „Germania", aber die Wirrungen und Verkrustungen des Lebens hätten ihn nicht mehr dahin kommen lassen, jenen Schritt des 18jährigen rückgängig zu machen. Die amtliche Kirche hat jedenfalls noch für den toten Ebert getan, was nur irgend möglich war. Sie hat für den Apostaten die geweihten Glocken läuten lassen, und hinter der Bahre des Mannes, der nach dem kirchlichen Recht exkommuniciert ist, schritten des Papstes Nuntius und der Weihbischof von Berlin. Sonnenschein unterstreicht (in demselben Aufsatz der „Germania") sehr stark die unbedingt hochachtungsvolle Stellung gegenüber der Staatsgewalt und ihrem Vertreter, die die katholische Kirche einnehme; er kann weder die Erinnerung daran beseitigen, daß diese unbedingt hochachtungsvolle Haltung in der Geschichte nicht gerade immer eingenommen wurde, noch die Ansicht, daß unter anderen politischen Umständen die katholische Kirche dem hartnäckigen Apostaten gegenüber auch anders gekonnt hätte.

Nun geht auch schon der Wettlauf um die Nachfolge los. Bis zu der Stunde, da diese Zeilen in die Setzerei wandern sollen, scheint noch keine Klarheit über die Aufstellung der Kandidaturen zu bestehen. Eigentlich unbegreiflicherweise, da ja in wenigen Wochen ohnedies die Neuwahl fällig gewesen wäre. Jedenfalls ist das Zentrum am frühesten aufgestanden und hat schon seit Wochen — teilweise auf dem unverdächtigen Wege über die Auslandspresse — für seinen Kandidaten Marx Stimmung machen lassen. Zumal unter dem Titel: Gemeinsame Kandidatur der republikanischen Parteien. Man nahm wohl an, daß die Sozialdemokratie angesichts des fürchterlichen Schlages, den sie mit den Barmathändeln erlebt hätte, auf die Aufstellung einer eigenen Kandidatur verzichten werde; man vergaß dabei ganz, daß die Partei eines Höfle und Lange-Hegermann in demselben Spitale krank liegt, worüber bisher nur ein gewisses Wohlwollen der Rechtspresse hinweggetäuscht hat. Jetzt, da die Sozialdemokratie trotzdem ihren Mann (Braun) aufgestellt hat, ruft die „Germania" mit zentimentergroßen Lettern (113): Nur Marx! Auch jetzt wieder liebt man zur Empfehlung den Umweg über die Blätter anderer Richtungen. So schreibt — und die „Germania" druckt es selbstverständlich sehr vergnügt ab — Geh. R. Professor Dr. Samuel Sänger im linksdemokratischen Berliner „Acht-Uhr-Abendblatt":

„Die Masse des Arbeitsvolkes ist schon durchaus soweit erzogen, daß sie sich mit einem konservativ gestimmten Bürgersmann abfindet, wofern er nur herzhaft und ohne Hintergedanken für die deutsche Einheitsrepublik, für den großdeutschen Gedanken, also in der überlieferten paulskirchlichen Form, eintritt. Ja, sie scheint gefühlsmäßig durchaus bereit, der Kandidatur des katholischen Rheinländers Marx um ihrer großen Erfolgschance willen vor jeder anderen den Vorzug zu geben. Durch eine übermächtige Entwicklung längst aus der Führerstellung gedrängt, vergleicht sie die bürgerlichen Parteien untereinander und erkennt in den katholischen immerhin den relativ ehrlichsten Willen zur sozialen Gerechtigkeit und zur Bekämpfung des wirtschaftlichen Herrentums, des reaktionären Kastengeistes, des Großkapitalistischen Uebermuts. Freilich mißtraut sie wohl auch der katholischen These von der Volksgemeinschaft, aber sie vertraut ohne jeden Abstrich dem katholischen Bekenntnis zur Völkerversöhnung und der von ihm bestimmten Außenpolitik. Auf diesem Grunde beruhen die unzweifelhaften Sympathien des deutschen Proletariats für Marx, sie haben sicherlich keinen rattenfängerischen Charakter, Marxens sittliche Vornehmheit und politische Sauberkeit haben in ihrer beinahe demütigen Bescheidenheit etwas Unpersönliches, aber sie beruhigen, sie garantieren Stetigkeit in der Entwicklung, sie verscheuchen die Nebel hetzerisch aufgeblähter Illusionen und beschämen den an Phrasen sich berauschenden Nationalismus, — wo ist der protestantische Kandidat aus dem preußischen Kernlande des Reiches, dem sich solche repräsentativen Eigenschaften nachrühmen ließen? Und da sollte es nicht gelingen, ihn als republikanischen Sammelkandidaten gleich jetzt in den Vordergrund zu schieben?"

Aber nicht überall im katholischen Lager ist man für dieses Schlagwort begeistert. Namentlich würde die Bayerische Volkspartei dadurch geradezu in eine unmögliche Lage versetzt. Schon schreibt sie im „Bayer. Kurier":

„Der Idee der Volksgemeinschaft entspricht am besten ein Kandidat, der zwar politisch tätig, aber doch auch andererseits nicht einseitiger Parteifanatiker ist. Angesichts der Vielzahl unserer Parteien dürfte es ebenfalls der Idee der Volksgemeinschaft entsprechen, wenn weder ein Mann der extremen Rechten, noch ein solcher der extremen Linken gewählt wird. Unserer Ansicht nach kann nur ein Präsident der bürgerlichen Parteien in Frage kommen. Unter diesen dürften von vornherein die Demokraten bei der geringen Zahl ihrer Anhänger ausfallen. Bleibt noch der Kandidat des Zentrums und gegebenenfalls der der beiden Rechtsparteien der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei, zwischen denen sich auch voraussichtlich der Kampf abspielen dürfte. Die Bayerische Volkspartei hat zu der Präsidentenfrage noch keine Stellung genommen. Es darf als selbstverständlich ausgesprochen werden, daß die Bayerische Volkspartei nur einem solchen Kandidaten ihre Stimme geben kann, der christlich und national gesinnt ist, der außerdem den föderalistischen Gedankengängen nicht nur freundlich gegenübersteht, sondern auch gewillt ist durch Taten sein Verständnis für die Rechte der Länder zu erweisen. Einem Manne, der als Kandidat der republikanischen Partei aufgestellt ist, könnte die Bayerische Volkspartei keine Unterstützung gewähren! Das muß mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Man möge im Zentrum die schweren Gefahren bedenken, die der Einheit des deutschen Katholizismus drohen, wenn das Zentrum einen Katholiken als Kandidaten der republikanischen Partei aufstellt."

Es ist nur zu begreiflich, wenn zur Rettung der Situation Stegerwald genannt wird, dem auch die Bayerische Volkspartei zustimmen würde. Aber gerade gegen eine Kandidatur Stegerwald wendet sich wieder die „Germania" (113) fast leidenschaftlich; sie wendet sich mit der „Essener Volkszeitung" dagegen, daß „die Rechtsparteien gemeinsam mit dem Reichsbürgerrat dem Zentrum eine Kandidatur Stegerwald aufzwingen wollen".

Soweit ist bis jetzt die Entwicklung gediehen. Es muß von unserem Standpunkte aus offen gesagt werden, daß es für den evangelischen Volksteil eine starke Belastung bedeutet, wenn ihm von vornherein ein Kandidat, heiße er Marx oder sonstwie, als der einzig mögliche aufgenötigt werden soll, weil er Katholik ist. Und wenn der, der ihn uns aufnötigen will, Samuel Sänger heißt, so wird dadurch die Sache nicht besser.

Auch ein Lutherforscher. In den Erfurter Zeitungen stand am Anfang dieses Monats eine Anzeige: Dr. von Gerdtel, Berlin, spricht konfessionsfrei über wunde Punkte des Lutherkultus, welche die evangelische Kirche verschweigt: Montag, 2. März: War Luther geistig normal? Dienstag, 3. März: Luther als Held. Freitag, 6. März: Luther als Verbrecher. Dienstag, 10. März: Luther als nationales Unglück . . . Die Vorträge sollten nicht nur konfessionsfrei, sondern auch eintrittsfrei sein. Daraufhin wurden von evangelischer Seite die Mitglieder sämtlicher evangelischen Vereine zum Besuch der Versammlung aufgefordert, auch die Kirchenbesucher wurden dazu eingeladen, worauf der Polizeipräsident, selbstverständlich ganz unbeeinflußt von evangelischer Seite, die Vorträge verbot, um Störungen der öffentlichen Ruhe zu vermeiden. Herr Dr. von Gerdtel war ursprünglich evangelischer Theologe, arbeitete dann für die Baptisten, bis er von der deutschen Baptistengemeinschaft abgelehnt wurde, und treibt seither in Schriften und Vorträgen wilde Agitation gegen Luther und das Luthertum im Sinne eines religiös unterbauten Sozialismus nach Thomas Münzers Art.

Oesterreich und Erbstaaten.

Vorberatung zur Vorsynode. Am 19. Februar fand zum zweiten Male im Oberkirchenrat eine Vorberatung zur Synode statt, zu der die gleichen Kreise geladen worden waren wie im Oktober. Präsident Haase begrüßte die Erschienenen und teilte mit, daß die Ausarbeitung der Vorlagen für die kommende Synode, deren

Einberufung sich leider nochmals verzögert habe, da die Frage der Nachfolgerschaft im Präsidium des Oberkirchenrats infolge mancherlei Schwierigkeiten in den Ministerien noch nicht erledigt werden konnte, eine weitere Vorberatung erfordere. Er habe einen Teil der Vorlagen für die Umgestaltung der Kirchenverfassung bearbeitet und sei dabei auf noch ungeklärte Fragen gestoßen. Als erste solcher Fragen wolle er die Teilung in Instanzen zur Beratung stellen. Ueber diese Frage entspann sich nun eine eingehende Wechselrede. Die Superintendenten Koch und Lichtenstettiner traten für die Beibehaltung der bisherigen Zwischenstufen ein. Ihnen schloß sich mit dem Hinweis auf das geschichtlich Gewordene Senior D. Johne an, während Konsenior Wolf die Ausschaltung einer Zwischenstufe empfahl. Senior D. Spanuth vermittelte zwischen beiden Anschauungen dadurch, daß er für jedes Bundesland bzw. für Gruppen von Bundesländern unter Zugrundelegung der auf dem Kirchentag vorgeschlagenen Teilung in sieben Landespfarren einen kirchlichen Vertretungskörper beantragte, dem die Möglichkeit der Unterteilung gegeben sein soll. Bei solcher Teilung sei der unteren Instanz die seelsorgerliche, der oberen Zwischenstufe die verwaltende Arbeit zuzuweisen. Dieser Meinung trat Senior D. Stöckl entgegen. Er bedauerte zunächst die geringe Zahl der eingeladenen weltlichen Vertreter, bespricht die Erfahrungen, die man im politischen Leben mit der Länderverfassung gemacht habe, und betont, daß eben die Bundesländer das geschichtlich Gewordene seien. Darum müßten auch diese Länder die Grundlage für unsere kirchliche Instanzenteilung bilden. Er halte dafür, daß die Frage der Gliederung noch nicht vor die kommende Vorsynode gehöre. Diese habe die Aufgabe, die vier in der letzten Beratung besprochenen Fragen zu erledigen. Auch Dekan D. Dr. Völker trat für diesen Standpunkt ein. Die weitere Wechselrede war der Besprechung der Frage gewidmet, was der Vorsynode zur Verhandlung vorzulegen sei. Die Mehrheit trat für die Beschränkung auf Beratung der Wahlvorlage ein und verwies die Besprechung und Beschlußfassung der vollständigen neuen Kirchenverfassung an eine zweite, auf Grund des neuen Wahlgesetzes gewählte Synode. Präsident D. Haase legte die Vorschläge über ein Uebereinkommen mit den evangelischen Kirchen der Nachfolgestaaten, betreffend die Liquidierung des ehemals gemeinsamen Kirchenvermögens, vor. Den Vorschlägen wurde zugestimmt und schließlich die Einberufung der Vorsynode für den 19. April beschlossen.

Gemeindenachrichten. In Tschech.-Teschen wurde eine Frauenortsgruppe des „Evang. Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" gegründet.
Uebertritte 1924: Judenburg (Stmk.) 22, St. Veit a. d. Gl. (Kärnten) 31, Kapfenberg (Stmk.) 54, Grottau (Böhm.) 88, Schreckenstein (Böhm.) 29, Mähr.-Ostrau 46, Friedek (Schles.) 8, Hohenelbe 11, Langenau 3, Trautenau 25.

Persönliches. Zum Pfarrer in Graslitz (Böhmen) wurde Pfarrvikar Berthold in Karlsbad gewählt, zum Vikar in Königsberg a. d. Eger an Stelle des nach Sachsen zurückgekehrten bisherigen Pfarrvikars Zweynert der Pfarrvikar Heinz Helmut Arnold aus Lundenburg (Mähren). — In Wels (O.-Oe.) starb nach langem Leiden Pfarrer Adam Eder, der, selbst Sohn der Gemeinde, dort lange Jahre gewirkt.

Der Oberkirchenrat hat an Stelle der durch die Geldentwertung verschwundenen alten Pensionskasse eine neue ins Leben gerufen. Um welche bescheidenen Anfänge es sich hier handelt, geht daraus hervor, daß das Ruhegehalt für einen Geistlichen 8,3 Millionen (= 500 M.) beträgt, eine Witwenpension 3,32 Millionen (= 200 M.) und eine Waisengabe 1,66 Millionen (= 100 M.). Es ist durchaus begreiflich, daß derzeit in der evangelischen Kirche Oesterreichs nur fünf Ruheständler sind, von denen vier über 80 Jahre alt sind, und daß zwei über 80 Jahre alte Pfarrer noch im Kirchendienste tätig sind. Auffallend hoch ist die Zahl der Witwen, nämlich 32 bei einem Stande von 130 Geistlichen. Diese Zahl wird noch auffallender, wenn man bedenkt, daß viele von den Amtsträgern, die aus dem Deutschen Reiche kamen, wieder dorthin zurückkehrten, also weder die Ruhestands- noch die Witwenkasse belasteten. Die verhältnismäßig große Zahl von Witwen beweist aber, daß der Sterblichkeitsstand unter der evangelischen Geistlichkeit Oesterreichs außerordentlich hoch ist, da der körperlich und geistig anstrengende Dienst in der Diaspora die Kräfte aufreibt. Die neugegründete Pensionskasse verdient jede Förderung.

Reformen im Benediktinerorden. Ein Dekret der päpstlichen Congregatio de religiosis über Reformen in den österreichischen Benediktinerklöstern wirbelt gegenwärtig in der Welt der österreichischen Kleriker viel Staub auf. Schon vor einigen Jahren mußten sich die Benediktiner infolge Befehls von Rom dazu entschließen, ihre neuaufzunehmenden Novizen nur noch auf die strengere Regel zu verpflichten. Jetzt wird ihnen strenge Durchführung der vita communis, das gemeinsamen klösterlichen Lebens, angesonnen. Nun verwalten aber die Benediktiner und verwandte Orden in Oesterreich eine sehr große Anzahl von Pfarren, die z. T. viele Meilen vom Kloster entfernt sind. Ein Ersatz für diese Klosterpfarren aus den Reihen der Weltpriesterschaft wird überhaupt nicht zu finden sein. Und selbst dann, so würde die Frage der Besoldung sich erheben, da die Pfründe der „inkorporierten" Pfarren Eigentum des betreffenden Klosters ist. So wird wohl auch die neue Reform gleich so manchem anderen römischen Dekret Papier bleiben.

Von der „Jednota". Die Jednota, die bekannte, mehrmals aufgelöste Vereinigung tschechischer katholischer Priester, von der die ganze tschechische Los von Rom-Bewegung und die Gründung der tschechoslowakischen Kirche ihren Ausgang nahm, besteht immer noch, und zwar als Liquidationskomite der aufgelösten Jednota. Nun hat das Prager erzbischöfliche Ordinariat, wie das Korrbl. f. d. kath. Kl Oe. (2) mitteilt, kürzlich alle Mitglieder dieses Liquidationskomitees für exkommuniziert erklärt. Auch das neue Blatt „Obrod", das an die Stelle des Bily Prapor getreten war, wurde verboten. Wie man sieht, ist die Ausscheidung des revolutionären Elements aus dem tschechischen Klerus auch durch die Bildung der Nationalkirche noch lange nicht zu Ende gekommen.

Kulturkampf in der Tschechoslowakei? Auch der Außenminister der Tschechoslowakei, Dr. Benesch, hat nunmehr den bevorstehenden Kulturkampf angekündigt. Er möchte zwar die Trennung von Kirche und Staat am liebsten auf dem Verhandlungswege im Einvernehmen mit der Kurie lösen, hat aber schon angekündigt, daß es unter Umständen auch auf dem Wege des Kampfes dazu kommen werde. Man beginnt sich schon darauf zu rüsten. Der Landesschulrat in Böhmen — in den anderen Ländern hat man sich noch nicht daran getraut! — hat in neuester Zeit den Religionsunterricht außerordentlich gedrosselt. Das geschieht natürlich allen Konfessionen gegenüber. Aber die deutsche Evangelische Kirche leidet ganz besonders darunter. Zunächst geschieht die Drosselung dadurch, daß Klassen verschiedener Altersstufen zu einer Unterrichtsabteilung zusammengezogen werden, bis etwa 60 Kinder zusammenkommen. Das ist beim katholischen Unterricht, im allgemeinen wenigstens, insofern noch angängig, weil die Klassen größer sind, und so doch im allgemeinen Kinder nicht gar zu verschiedener Altersstufen zusammen unterrichtet werden müssen. Beim evangelischen Unterricht aber kommt es oft vor, daß Kinder vom ersten bis letzten Schuljahr in einer Abteilung vereinigt werden, oft noch dazu aus verschiedenen Schulen. Und dabei wird verordnet, daß der übrige Unterricht nie durch den Religionsunterricht verkürzt werden darf. Wie soll dabei die für alle Kinder gleich passende Stunde ausfindig gemacht werden? Das ist oft eine Unmöglichkeit. Sodann wird angeordnet, daß kleinere Abteilungen mit bis etwa 20 Kindern nur einmal wöchentlich Unterricht erhalten dürfen, obwohl das Gesetz zwei Wochenstunden bestimmt. In dieser Beziehung steht die Verordnung entschieden außerhalb des Gesetzes, und die Berufung dagegen wird wohl von Erfolg sein müssen. Bei ganz wenigen Kindern wagt man sogar, eine Religionsstunde innerhalb von vier Wochen für eine Regelung des Religionsunterrichtes zu erklären. Schließlich zieht man Kinder aus Schulen verschiedener Orte, die manchmal mehr als eine Stunde entfernt liegen, zu einer Abteilung zusammen — wieder ohne Rückhalt im Gesetz —. Der Religionsunterricht macht den Geistlichen in der Diaspora sehr viel Mühe und Arbeit. Aber er ist vielleicht der wichtigste Teil ihrer Arbeit. Die deutsche evangelische Geistlichkeit ist auch nicht gesonnen, sich diesen Verfügungen ohne weiteres zu fügen und wird weiter unterrichten wie bisher. —

Soweit wurde uns von evangelischer Seite in Böhmen geschrieben. Es ist eine alte Erfahrung, daß die evangelischen Kirchen, die eine ganz andere Stellung zum Staate einnehmen, es trotzdem mit ausbaden müssen, wenn der Staat mit einer selbstbewußten römischen Hierarchie nicht fertig wird. Diesmal ist der Streit angegangen durch ein Hirtenschreiben der slowakischen Bischöfe, die die Mitarbeit an gewissen politischen Parteien unter Verbot stellten und mit Exkommunikation bedrohten. Die Regierung verbot die Veröffentlichung und namentlich die Durchführung des betr. Hirtenbriefes, worauf wieder die slowakischen Bischöfe und ihre Geistlichkeit den Gehorsam verweigerten. Eine andere Streitfrage ist die neue Feiertagsordnung des Staates, die neben Neujahr, Weihnachten, Ostern und Pfingsten (je nur die ersten Feiertage) den Wenzelstag, den Cyrill- und Method-Tag, den Hus-Tag (5. Juli), den 1. Mai und den 28. Okt. (Revolutionstag) stellt. Nun wird gemeldet, daß der päpstliche Nuntius der Regierung mitgeteilt habe, der Vatikan würde die gesetzliche Einführung des Hus-Feiertags als einen „feindseligen Akt" betrachten. Dagegen lehnt sich nun wieder die öffentliche Meinung auf, die in dieser Ankündigung eine unberechtigte Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates erblickt. Aber besteht nicht fast die ganze Tätigkeit eines Nuntius in lauter solchen unberechtigten Einmischungen in die inneren Angelegenheiten des Staates, bei dem er be-

glaubigt ist? Wir werden auf die Sache noch eingehender zurückkommen.

Ausland. England. „Evangelisch-katholische Gemeinschaft" nennt sich eine Bewegung, die von dem Bischof von Oxford Vernon Herford ausgeht. Ihr Ziel ist die Ueberwindung der konfessionellen Spaltungen, die „Einheit der ganzen christlichen Kirche". Als Grundlage soll das Glaubensbekenntnis von Nizäa vom Jahre 325 gelten, als das Wesentliche der christlichen Dogmen der persönliche Vatergott, Jesus Christus als immer genügende Offenbarung Gottes, Jesu Auferstehung und die persönliche Unsterblichkeit. Hinsichtlich der kirchlichen Ueberlieferung wird der Standpunkt des Erzbischofs Philaret von Moskau übernommen und gefordert, daß die kirchlichen Traditionen nach der Heiligen Schrift geprüft werden. Glaubensartikel, die nicht in der Heiligen Schrift enthalten sind, sollen nicht anerkannt werden. Unzweifelhaften Ergebnissen ernster Wissenschaft sei in einsichtsvoller Weise entgegenzukommen. Ein gemeinsamer Gottesdienst sei möglich und erstrebenswert. Der Katholik trage die „Versäumnisse" des Evangelischen und dieser die „Ueberschwenglichkeiten und Uebertreibungen" des Katholiken! — Die römische Antwort auf solche Annäherungsversuche lautet bekanntlich immer nur: Völlige Unterwerfung!

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Geschenkwerke. **Eine kostbare Gabe von allererstem Rang, ein Geschenk von bleibendem Wert** ist Albrecht Dürers Grüne Passion, 11 Faksimiledrucke nach den Originalen der Albertina in Wien mit einführendem Text in Halbpergamentmappe gelegt (Wien, Kunstverlag Anton Schroll u. Cie. 25 M.), die in der Reihe der „Albertina-Faksimile" soeben erschienen ist. Die Grüne Passion zeigt uns den großen deutschen Meister auf einem Wendepunkt seines Schaffens, die harten Formen der Gotik weichen, die Moderne seiner Zeit, die Kunst der Renaissance tritt in die Erscheinung, ohne aber den echt deutschen Zug — man achte auf die Beseelung der Gestalten, namentlich die des leidenden Erlösers — an die Formalkunst der Italiener zu verlieren. Darum bedeutet eine Wiedergabe der Grünen Passion, wie wir sie in dieser staunenswerten technischen Vollendung noch nie erlebt haben, eine Festgabe für jeden Verehrer Dürers. — Als erster Band einer Reihe: Europa in Wort und Bild, ist das schöne Werk: Oesterreich in Wort und Bild erschienen, das Prof. Dr. Karl Brockhausen unter Mitwirkung sachkundiger Mitarbeiter herausgegeben hat (mit 185 Bildern und einer Landkarte. 1—10 Tausend. Berlin-Wien, Franz Schneider. 8 M.) herausgegeben hat. Der Textteil (82 Seiten, gr. 8°) bietet in knapper und doch anregender Darstellung ein Bild von Land und Volk, Geschichte, Kunstschaffen, Dichtung, Religion und Politik. Alles mit warmer Liebe dargestellt, wie sich's gehört, und erfreulicherweise ohne die sich heute vielfach breitmachende unberechtigte Weinerlichkeit, die den Oesterreicher überall hintangesetzt und verkannt sieht, auch ohne Kralikſche Ueberheblichkeit. Ganz hervorragend sind die zahlreichen Bilder. Nicht das hundertmal Gesehene („Heiligenblut mit dem Großglockner"), sondern das Schöne und Charakteristische aus Natur und Kunst wird geboten, jedes einzelne Bild ein Beweis, daß auch der Lichtbildner ein Künstler sein kann und muß. Wer Oesterreich kennt und liebt, oder wer es erst kennen lernen will — und wer dies Buch gesehen hat, der faßt sofort Reisepläne —, wird das treffliche Werk mit großer Freude seinen Bücherschätzen einverleiben. Hr.

Länder- und Völkerkunde, Sage und Geschichte. **Je weiter das große Afrikawerk vorschreitet, das Leo Frobenius unter dem Titel „Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas" herausgibt, um so** ehrlicher und uneingeschränkter wird unsere Bewunderung. Es ist uns, als blickten wir in unbekannte Welten. Die Seele der ursprünglichen Völker entfaltet sich wie ein aufgeschlagenes Buch. Auch die drei neuen Bände geben wieder Zeugnis von ungeahnten Reichtümern: Band 7. Dämonen des Sudan. Allerhand religiöse Verdichtungen. 373 S. Band 9. Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentralsudan. 427 S. Band 11. Volksdichtungen aus Oberguinea I. Fabuleien dreier Völker. 356 S. (Je 5 M., geb. 6,50 M. Jena, Diederichs.) Dämonenkult, Tiersage, Geheimbund, urwüchsige Deutungsversuche des Geschlechtlichen, Zauberei u. dgl., alles läßt sich hier in den Volksmärchen, in denen das urälteste Kulturgut eines Volkes sich durch die Jahrtausende erhält, an der Quelle studieren. Der Erforscher des Volkstums, dem noch besonders die ganz ausgezeichneten folkloristischen Einleitungsabschnitte zu jedem Band oder jedem Abschnitt gewidmet sind, der Religionsgeschichtler, dem so ausführliche Einzelschilderungen aus der Religion der Primitiven selten zu Gebote stehen, der Erforscher der Kulturgeschichte, dem hier die Zeugnisse einer jenseits aller Geschichte der Mittelmeervölker liegenden Urkultur entgegentreten — alle kommen gleichmäßig auf ihre Rechnung. Wer diese Bücher gelesen, der hat den „Neger" mit ganz anderen Augen anschauen gelernt. — Auch die Sammlung: Volksmärchen der Weltliteratur, hsg. von Friedrich v. d. Leyen und Paul Zaunert (ebda.) ist um zwei schöne Bände bereichert worden: Lettisch-litauische Volksmärchen, hsg. von M. Böhm u. Fr. Specht (334 S. Pappbd. 4 M.); aus einem Gebiete stammend, in dem germanisch-nordische und slawische Kultur mit Resten älterer Stämme sich berühren, bringen sie neben lieben alten Bekannten manches überraschende Eigengut. Und: Indianermärchen aus Nordamerika, hsg. v. W. Krickeberg (419 S. Pappbd. 4 M.); aus einem fabelhaften Reichtum, der in den letzten Jahrzehnten gehoben wurde, ist hier das Bedeutungsvollste und Kennzeichnendste wiedergegeben und eröffnet uns einen Einblick in eine überraschend hochstehende Mythologie. Sehr lehrreich ist auch der Durchblick zu den Wurzeln des Totemismus. Wie mit ganz einfachen Mitteln in der Ausstattung dieser Bücher Wundervolles geleistet wird, das macht immer wieder Freude. — Bestes und echtestes deutsches Volksgut finden wir in den beiden Sammlungen: Deutsches Rätselbuch von Lisa Tetzner (ebda. 116 S. 2,50 M., geb. 3,50 M.) und Deutsche Sprichwörter, ges. und eingel. von Walther G. Oschilewski (ebda. 122 S. 2,50 M., geb. 3,50 M.). Brünnlein fangen hier wieder an zu sprudeln, die im industrialisierten Volk verschüttet sind. In Haus und Verein gehören aber beide Sammlungen in die Hand des Hausvaters oder des Vereinsleiters, da gelegentlich volkstümliche Derbheiten mit unterlaufen. Auch scheint es uns, daß gegenüber dem starken Vorwiegen des Niederdeutschen das Oberdeutsche vernachlässigt wäre; man denke an den sprichwörterreichen Schwaben!

Erzählendes. Im Zeitalter der Fridericus-Begeisterung gebührte auch dem immer noch recht wirksamen Willibald Alexis und seinem Roman „Cabanis" eine Neuausgabe. Daß er dabei seinen Titel vertauschen mußte (**Fridericus rex. Vaterländischer Roman in zwei Bänden. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1925. 607 u. 424 S. Geb. 10 M.**), können wir nicht gerade für nötig finden: Der Verfasser mußte selbst am besten wissen, wie er sein Musenkind zu nennen hatte. Freilich steht Friedrich der Gewaltige, ob auch nicht im Mittelpunkt, aber im beherrschenden Hintergrunde des ganzen Buches: Die Gewalt, die er über die Herzen übt, der allbezwingende Einfluß seines Königswillens formen die Personen des Buches und ihre Schicksale. Trägt das Buch auch gelegentlich die Spuren seiner Ursprungszeit an sich, so wirkt es doch in seinen meisten Partien außerordentlich frisch und lebendig. Namentlich die reifere Jugend wird von ihm begeistert sein.

Fedor Sommer, schon von früher her durch eine Anzahl tüchtiger Romane bekannt, hat sich in seinem neuesten Werk die Zillertaler zum Vorwurf genommen: Nicht die Bedrängnisse der „Inklinanten" in ihrer Tiroler Heimat, sondern vielmehr die Seelenkrisis der Entwurzelten, die in der neuen Heimat doch zunächst nicht die Heimat finden. So entstand ein Heimwehroman — mit diesem Untertitel kennzeichnet der Verfasser selbst sein Werk (Die Zillertaler. Ein Heimweh-Roman. Halle a. d. S., Buchhdlg. d. Waisenhauses. 342 S. Lbd. 7 M.). Wie in den wackeren Zillertalern diese Seelenkrisis sich auswirkt und sich löst, wie ihnen gutmeinende Freunde und Gönnerinnen helfen wollen und mit dem besten Willen danebengreifen — das mögen möglichst viele unserer Freunde nur selbst nachlesen: es lohnt der Mühe!

Von dem Schweden Viktor Rydberg kannte ich bisher nur einen kirchengeschichtlichen Roman: Der letzte Athener. Daß Rydberg überhaupt zu den besten Vertretern des historischen Romans gehört, zeigt „Der Korsar" eine Erzählung, die der Verlag Franz Schneider in einer Sammlung bedeutenderer Erscheinungen der Weltliteratur wohl zum erstenmal in Deutschland erscheinen ließ. Das Buch hat Kraft und Eigenart, es verbindet geschichtliche Treue mit starker Bewegtheit und ragt damit über die Höhenlage bloßer Unterhaltungsliteratur weit hinaus (360 S. 5 M.).

Ebenda erschien in neuer, vierter Auflage Armin Stein, Luther und Graf Erbach. Historische Erzählung aus der Reformationszeit (Deutsche Geschichts- und Lebensbilder I. 126 S. Lbd. 4 M.), ein guter alter Bekannter aus Volks-, Vereins- und Schülerbüchereien. Möge auch die neue Auflage zu ihnen und zu deutsch-evangelischen Familien den Weg finden.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säemann-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 466 92). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.